

Ausnahmezustände

*Entgrenzungen und Regulierungen
in Europa während des Kalten Krieges*

Herausgegeben von
Cornelia Rauh
und Dirk Schumann



WALLSTEIN VERLAG

(2015)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Steffi Riemann, Basta Werbeagentur, Göttingen
Foto: Die Aufnahme entstand während einer Zwangsräumung
illegal besetzter Wohnhäuser in Berlin (23.9.1981).

Picture Alliance – AP Photo
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-1332-3

Inhalt

Vorwort 7

CORNELIA RAUH UND DIRK SCHUMANN
Ausnahmezustände und die Transformation des Politischen 9

Akteure und ihre Aneignung des Ausnahmezustands

ALF LÜDTKE
Alltag und Ausnahmezustand
Szenen in Deutschland: 1945–1953–1980er Jahre 39

Der Ausnahmezustand als Konzept und Praxis: Staatliche Ermächtigungen und Mobilisierungen in West- und Osteuropa

PETRA TERHOEVEN
Im Ausnahmezustand?
Die Bundesrepublik während des ›roten Jahrzehnts‹ (1967-1977) 67

MALTE ROLF
Die Renaissance des Ausnahmezustands
im »Zeitalter der Stabilität«: Zur sowjetischen Mobilisierungsdiktatur
und der Krise des Staatssozialismus in der Breschnew-Ära 92

TILMANN SIEBENEICHNER
Die »Arbeiter-und-Bauern-Macht« im Ausnahmezustand
Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse und die Implosion
des SED-Regimes im Herbst 1989 113

Der Ausnahmezustand als Bedrohung: Planung, Rückzug und Widerstand

KARL CHRISTIAN FÜHRER
Anarchie im Rechtsstaat?
Hausbesetzungen der 1980er Jahre als Ausnahmezustand
des bundesdeutschen Rechtssystems 139

EVA OBERLOSKAMP Auf dem Weg in den Überwachungsstaat? Elektronische Datenverarbeitung, Terrorismusbekämpfung und die Anfänge des bundesdeutschen Datenschutzes in den 1970er Jahren	158
JONATHAN VOGES Die Angst vor der Datendiktatur Die Volkszählung in den 1980er Jahren und ihre Gegner	177
<i>Der Ausnahmezustand als Möglichkeitsraum: Grenzüberschreitungen und Neuanfänge</i>	
JOACHIM C. HÄBERLEN Sekunden der Freiheit Zum Verhältnis von Gefühlen, Macht und Zeit in Ausnahmesituationen am Beispiel der Revolte 1980/81 in Berlin . . .	195
MARCEL STRENG Der Körper im Ausnahmezustand Hungern als politische Praxis im westdeutschen Strafvollzug (1973-1985)	214
CHRISTIAN G. DE VITO Liminoids, Hegemony and Transfers in the Liminal Experiences in Italian Psychiatry, 1960s-1980s	236
Autorinnen und Autoren	253

ALF LÜDTKE

Alltag und Ausnahmezustand Szenen in Deutschland: 1945–1953–1980er Jahre

I. Zur Perspektive

Ausnahmezustände sind momenthafte, mitunter rauschhafte Ereignisse. Wie aber verhalten sich die historischen Akteure, die Betreiber wie die Erdulder, aber auch die Mitmacher am ›Tag danach‹? Wie gehen sie damit um, dass eine ›neue Zeit‹ angebrochen scheint oder ausgerufen wird – womöglich mit dem Anspruch auf tausendjährige Dauer (wie bei den deutschen Nationalsozialisten) oder dem Ende aller Geschichte? Zeigen nicht die Alltagspraktiken der Beteiligten über kurz oder lang Zeichen von Gewöhnung und Verstetigung? Prägt nicht »Veralltäglichung« (Max Weber)¹ mehr und mehr jede Ausnahme, sei sie ersehnt, verabscheut oder hingenommen?

Max Weber hat »Veralltäglichung« verwendet, um das Verblassen, wenn nicht das aktive Entwerten der einzigartigen Ausstrahlung eines »charismatischen Führers« zu kennzeichnen. Weber unterstreicht, dass stete Disziplin und Disziplinierung der vielen entscheidend sei, um weiterhin Gefolgschaft und Gehorsam zu erreichen oder zu stützen. Die Routinen, die Institutionen pflegen (bei Weber ist es vorrangig das Militär, das Disziplin drillt), sind danach beispielhaft für jene sozialen Mechanismen, die diese Mitmachbereitschaft Tag für Tag hervorbringen, sie auch immer wieder erzwingen.

Aber ist das jener überaus vielschichtige Alltag, der Ausnahme-Ereignisse oder Ausnahme-Situationen gleichsam aufnimmt, der sie bearbeitet,² der jedenfalls immer schon ›da‹ ist? Mehr noch: wie werden die Ausnahmen in der Vielschichtigkeit der Alltage von den Akteuren wahrgenommen – wer macht dabei was und wie? »Veralltäglichung« steht hier also nicht für eine rasche Rückkehr zum Üblichen oder ›Normalen‹. Vielmehr geht es um die Praktiken und Prozesse, die das Besondere, vielleicht Spektakuläre – die die Ausnahme nicht folgenlos überwinden (oder abschieben). Wie also ver-

1 Max Weber, Erhaltung des Charisma, in: ders., *Wirtschaft und Gesellschaft*, Teilbd. 4: *Herrschaft*, Hg. Edith Hanke, Thomas Kroll, Tübingen 2005, S. 542–563, S. 559; zur Disziplin ebd. S. 542 ff.

2 Dazu die Übersicht in: Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte – ein Bericht von unterwegs*, in: *Historische Anthropologie* 11 (2003), S. 278–295.

halten sich die Akteure bei Ein- und Umbrüchen des Gewohnten oder Ge-regelten?

Zugleich ist zu erkunden, ob Verlust oder ausdrückliches Aufheben bis-heriger Regeln – im »Ausnahmestand« – nicht auch Verhaltensoptionen ermöglicht oder ermuntert, die keine alternative Vergesellschaftung oder auch »Communitas« (Victor Turner) anpeilen. Öffnen die Ausnahmen also Chancen für vielerlei Formen von »Eigensinn« – zumal für jene, die Eigenes ohne Rücksicht auf Dritte durchzusetzen suchen?

In vier Vignetten zu unterschiedlichen Situationen des 20. Jahrhunderts will ich diese Fragen aufnehmen.

II. Mai 1945, Juli 1940: Essen an der Ruhr

Paul Maik war als 17-Jähriger 1908 aus dem ostpreussischen Ermland seinem älteren Bruder nach Essen an der Ruhr nachgezogen. Bei Krupps Gusstahl-fabrik hatte er im Hammerwerk offenbar rasch Arbeit gefunden. Nach dem Militärdienst von 1911 bis 1913 war er wieder bei Krupp tätig, hatte dann im Weltkrieg 1914-18 im Osten wie im Westen gedient, war dreimal verwundet und zweimal ausgezeichnet worden. Ab Februar 1919 konnte er wieder bei Krupp beginnen (nach einem Jahr im Lokomotivenbau), wo er bis 1957 fast ohne Unterbrechung beschäftigt war. Allein gelegentliche Feierschichten, die ab 1929 jedoch entschieden zunahmen, unterbrachen die Regelmäßigkeit der Fabrikarbeit und der Löhnung. Aber Maik wurde auch in Krisen-zeiten nicht entlassen.

Wenige Monate nach Wiederaufnahme der Arbeit bei Krupp begann Maik im Herbst 1919 Vorkommnisse zu notieren, mit denen er direkt zu tun hatte, aber auch manches, von dem er gehört oder aus der Zeitung (dem kommunistischen »Ruhr-Echo«) gelesen hatte. In einem DIN-A5 Buch, mit der vorgedruckten Linierung eines Kassenbuchs, vermerkte er auf der ersten Seite rückblickend chronikalisch Daten aus dem 19. Jahrhundert, zum Bei-spiel die Lebensdaten von Karl Marx und Anatole France. Auf den folgen-den 2 ½-Doppelseiten folgten Daten aus seinem eigenen Leben (z. B. 1905 Schulentlassung, 1908 Ankunft in Essen) wie aus dem der Geschwister (zumal deren Hochzeiten). Für das Jahr 1911 galt eine der sieben Einträge dem Besuch bei einem Fotografen, von dem er sich das »1. te Mal [hat] pho-tographieren lassen«. Es folgten der Militärdienst und die Kriegsjahre mit anderthalb Doppelseiten.

Ab Herbst 1919 setzen die regelmäßigen Notate über die jeweiligen letz-ten Tage oder Wochen ein. Bis Mitte der 1930er Jahre schrieb Maik drei oder

vier, mitunter sechs, selten sieben oder acht Doppelseiten pro Jahr.³ Die saubere Schrift und die Gleichmäßigkeit dieser Einträge verweisen darauf, dass der Schreiber offenbar am Stück schrieb, mit einigen Tagen, wenn nicht Wochen Abstand zu dem Berichteten.

Im Frühjahr 1945 war Maik 54 Jahre alt. In seinem Aufschreibebuch waren es drei Doppelseiten, die er für die knapp drei Monate von Ende April bis Mitte Juli füllte.⁴ Auf der ersten dieser Doppelseiten versammelte er für die zwei Wochen vom 28. April bis 12. Mai 1945 vor allem Nachrichten aus der ›formellen‹ Politik, hier von den Kommandohöhen des (bis 9. Mai noch) »Großdeutschen Reiches«. Dazu gehörten Heinrich Himmlers Angebot bedingungsloser Kapitulation gegenüber amerikanischen und britischen Stellen (28. April); hier findet sich eine Notiz über die Erschießung Benito Mussolinis (vom selben Tag), aber auch zweimal zu »Hitlers« Tod (so am 1. Mai) und, erneut am 3. Mai, jetzt als »Hitlers Selbstmord«.

Nur eine Rubrik liegt – im Wortsinn – quer dazu: In Mengen-Angaben die kärglichen Brot- und Butter-Rationen im Mai, daneben »schwarze [Reichsmark-]Preise« für Tabak, Brot und Zigaretten. – In der Hauptrubrik wird parallel »Deutschlands bedingungslose Übergabe« notiert, für den 7. und erneut für den 8. Mai. Den Schluss dieser Doppelseite machte eine Notiz über die »Gefangennahme des »Reichsmarschalls [Hermann] Goering« durch amerikanische Truppen, notiert für den 12. Mai.

Hier wie in allen anderen Einträgen: Maik schrieb knappe (Ab)Sätze, keinen durchgehenden Fließtext. Erläuternde oder schmückende Adjektive fehlen. Der Schreiber notierte eigene Aktivitäten in *chronikaler Form*, sparte dabei das »Wie« seiner Tätigkeiten und Beschäftigungen aus. Das Ackern im Garten, Sonntagsausflüge, auch mit Bekannten – oder die Lohnarbeit im Betrieb: da wusste man doch Bescheid?!

Die zweite dieser Doppelseiten umfasst nur anderthalb Wochen, vom 17. bis zum 27. Mai. Die Hauptrubrik beginnt erneut mit der Gefangennahme einer prominenten Figur des nationalsozialistischen Deutschlands, des DAF-Chefs »Dr. Lei« (korrekt Ley). Hier findet sich auch (auf der rechten Hälfte der Doppelseite) die einzige zusammenhängende textliche Äußerung im Aufschreibebuch. Diese vier Sätze gelten der aktuellen Lage, nach dem militärischen Ende der Naziherrschaft. Maik: »Der Krieg ist vorbei,

³ Vgl. zu Maiks Aufschreibebuch meine Skizze Alf Lüdtke, *Writing Time – Using Space. The Notebook of a Worker at Krupp's Steel Mill – an Example from the 1920s*, in: *Historical Social Research* 39 (2013), H. 3, S. 216-228.

⁴ Zur Besetzung durch US-Truppen im März und April 1945 vgl. Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, zur »Besetzung des Ruhrgebietes« S. 393-448, S. 411 zur Besetzung der Krupp-Gussstahlfabrik.

der Alarm und Bombardierung hat [!] aufgehört. Jetzt fangen wieder neue Sorgen an, das ist der Hunger. Eisenbahn und Brücken sind beschädigt oder gesprengt« – der Transport von Lebensmitteln sei deshalb massiv behindert oder ganz unmöglich – und als Schlusssatz: »Das ganze Elend hat Hitler und seine Hintermänner verschuldet.«

Links daneben aber, in einer schmaleren Parallel-Rubrik, kehrte Maik zu einer Rubrik zurück, die er bis September 1939 und dann wieder ab Ende Mai 1941, allerdings nun unregelmäßig, bedient hatte: Wetter und Gartenbau bzw. »Ackern«. Jetzt notierte Maik zum Teil auch rückwirkend (7. Mai »schön warm«), aber auch, dass er am 12.5. »Bohnen gepflanzt« habe. In dieser Rubrik steht auch die Notiz zu einer Hamstertour am 27.5. nach Werden und Kettwig an der Ruhr, westlich an Essen angrenzend. Er habe »Sauerkraut und Trockengemüse bekommen« – vermutlich im Tausch. Auf der unteren Hälfte der Seite findet sich in dieser Rubrik aber auch: »ein Päckchen 100 g Tabak kostet 450 Reichsmark«, während für »ein Päckchen Zigaretten 10 Mark« zu zahlen seien.

Die dritte dieser Doppelseiten beginnt mit dem 29.5. und umfasst die folgenden sieben Wochen bis zum 17.7. Hier gibt es nur den Schreiber und seine Hamstertouren; viermal ist es auch seine Frau, d. h. »Mutter«, die unterwegs ist, zum Beispiel vom 5. bis 7.7. nach Moers und Rheydt »nach Kartoffeln«. Der nächste Eintrag vermerkt lakonisch: »10.7.-24.7. Mein Erholungsurlaub«. Auch hier gilt die schmale linke Rubrik Gartenbau und Wetter: »Erster Kopfsalat« am 20.6. und »zum zweitenmal Bohnen gepflanzt« am 4.7. Allerdings ist die Einteilung nicht starr. Dass es »ausnahmsweise viel Gewitter u. Regen, Donner u. Blitz« gab, notierte Maik für den 2.7. Jedoch nicht in der Wetter-und-Gartenbau-, sondern der Haupt-Rubrik.

Für die Notate zu den Kriegsjahren verwendete Maik vier- bis fünfmal mehr (Doppel-)Seiten, als er in den Jahren zuvor beschrieben hatte. Als Beispiel hier eine der 21 ½-Doppelseiten für 1940. Sie beginnt links oben mit einem Eintrag zum 7.7. und endet fünf Wochen später rechts unten mit dem 10.8.

»7.7.40 – heute Sonntag mittags um ein Uhr Fliegerall[!]arm«. »Gerade Mittag gegessen, mussten nun statt ein Mittagsschläfchen zu halten, in den Keller gehen. 1.30 Uhr e[!]ntwarnung. In Essen keine Bomben geworfen.

8.7.40 Fliegeralarm. Nachts, von 1.00 bis 3.30 Uhr

9.7.40 Fliegeralarm. Nachts, von 1.00 bis 2.30 Uhr

10.7.40 Fliegeralarm. Nachts, von 12.30 bis 2.30 Uhr

11.7.40 Kein Fliegeralarm, Gott sei Dank. Konnte man wenigstens durchschlafen.«

[Die folgenden acht Tage bis 19.7.: dreimal Fliegeralarm]

Auf der gegenüberliegenden Seite:

»25.7.40 Umgehend von Essen waren Flieger, man hörte nächtlich Schießen. Wir wurden diese Nacht nicht all[!]armiert. Konnten durchschlafen.

25.7.40 Mutter lässt sich einen Bubikopf schneiden.

16.7., 27.7., 28.7., 29.7., 30.7., 31.7. sowie am 1., 2. und 3.8.: (2.8.: Fliegeralarm. In diesen Tagen waren in Bottrop-Welthen [?] Bomben geworfen, aber auch am Krämerplatz: hier »alles Blindgänger. Angeblich mit Verzögerung.« [als Zitat gekennzeichnet, AL])

[Bis zum Schluss dieser Seite ausschließlich Fliegeralarme. Letzter Eintrag:]

»4., 5., 6., 7., 8., 9. und 10. August Fliegeralarm [!]. Manchmal ging es schnell, manchmal dauerte es länger.«

Hier werden massive Eingriffe in den gewohnten Alltag am Tage wie – mehr noch – in der Nacht festgehalten. Die »Fliegerall[!]arm«-Einträge beginnen allerdings bereits drei Doppelseiten zuvor, mit dem 19.6., setzen sich fort am 21. und 22.6. – und ab dem 24.6. folgen »Fliegerall[!]arm«-Notate für jeden Tag bzw. jede Nacht bis einschließlich 10.7. Ein »Durchschlafen« ohne Alarm, wie am 11.7., wird rasch zur seltenen Ausnahme, die Maik ausdrücklich notiert. Mit keinem Wort erwähnt er aber Gefühle – weder Unsicherheit oder Angst noch Sorge um seine Frau Margarete oder auch um sich selbst (der Sohn Franz war zum Arbeitsdienst eingerückt). Es gibt allein das Faktum brutum: Fliegeralarm mit Zeit- und Ortsangaben. Nur gelegentlich nennt der Schreiber auch einzelne Bombenabwürfe oder massive Bombardements (die in der Tat weit seltener als die Alarme waren). Die Monotonie dieser faktographischen Notate legt freilich die Frage nahe, ob nicht in diesem Gleichtakt Sorgen und Ängste schwingen, nicht exzessiv, aber gerade in ihrer Wortlosigkeit mit besonderer Eindringlichkeit.

Die Fliegeralarm-Notate fügen sich zumal im weiteren Kriegsverlauf zu einer Geradlinigkeit, die zunehmend monomanisch anmutet. Die Notate setzten ein fast auf den Tag genau mit dem siegreichen Ende des Eroberungszuges der Wehrmacht im Westen, dem »Blitzkrieg« zumal gegen Frankreich.

Maiks einschlägige, überaus detaillierte Einträge zum Vormarsch der deutschen Verbände – er war Frontsoldat auch im Westen gewesen – wurden der direkte Resonanzboden für die beinahe unendliche Serie der »Fliegeral(l)arme« in und für Essen. In stereotyper Gleichmäßigkeit bestimmt die Lakonie dieser Notate die folgenden 59 Doppelseiten bis in den Mai 1945. Militärische Erfolge wie Niederlagen an allen Fronten wurden sehr wohl beachtet und zumal mit eingeklebten Zeitungsausschnitten ausführlich gewürdigt. Sie erschienen aber stets auf dem Raster der lokalen Alarme und der Bedrohung durch Bombenteppiche und ihre Spreng- und Brandbomben. Die Alarme erzeugten ein unüberhörbares andauerndes Grundrauschen, das die Alltagwirklichkeit durchdrang und höchst unterschiedliche Gefühlsladungen ausblenden wie anzeigen, aber auch beeinflussen mochte.

Diese endlose Schleife der »Fliegeralarm«-Notate signalisiert bereits in den ersten Wiederholungen, dass das Unerhörte und der zeitweilige Ausnahmezustand des Krieges beinahe ohne Zeitverzug als »normal« galt oder gelten musste, wenn er nicht gar vertraut wurde. Die wirkliche Ausnahme findet sich hier freilich unvermutet und »zwischen durch«: es ist das Notat zum 25.7.: »Mutter lässt sich einen Bubikopf schneiden.« Auch hier fehlt jede Kommentierung. Der Schreiber unterbricht damit jedoch nicht nur die Sequenz der Fliegeralarme; es ist auch einer der wenigen Einträge, in denen er seine Frau auftreten lässt.

III. Februar – Mai 1945: Aufbruch westwärts

Eine 33-jährige Hausfrau und Mutter von vier kleinen Kindern – zwischen sechs Jahren und sechs Monaten – lebt im Februar 1945 in der Kleinstadt Barth in Vorpommern, nahe dem dortigen Fliegerhorst, in ihrer Neubauwohnung.⁵ Ihr Ehemann, ein 36-jähriger studierter Meteorologe und Zivil-

5 Ihre im Folgenden zitierten Briefe und Tagebuchsplitter hat Helga Lüdtkke transkribiert und erläutert, vgl. Helga Lüdtkke (Hg.), »... ich fürchte mich nicht vor der Zukunft, trotz allem«, Privatdruck, Göttingen, Bad Mergentheim 2010. Ich danke für die Erlaubnis, sie hier zu verwenden. – Geboren im Sept. 1911 war sie – Abitur 1930 in Leipzig – zwei oder drei Jahre älter als eine Gruppe von Abiturientinnen, die 1932 in Erfurt Abitur gemacht hatten und in einem »Klassenbuch« wenige Wochen danach begannen, reihum, aber in sehr ungleichmäßiger Intensität, über Jahre und Jahrzehnte, von den neuesten persönlichen und familialen Begebenheiten zu schreiben, vgl. Eva Jantzen/Merith Niehuss (Hg.), Das Klassenbuch. Geschichte einer Erfurter Frauengeneration, 4. Aufl., Hamburg 2000 (1. Aufl. Weimar u. a. 1994); für die Bedeutung des Lebensalters für ein Engagement z. B. im Nationalsozialismus s. auch die nachträglichen Erinnerungen der einige Jahre jüngeren (Jg. 1918) Melita Maschmann, Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch, Stuttgart 1963.

angestellter bei der Luftwaffe, war seit Ende Januar für vier Wochen in Ostpreußen verschollen. Erst vor wenigen Tagen hatte er sich aus Großenbrode/Holstein gemeldet: über See in den Westen gerettet. Nachrichten vom weiteren raschen Vormarsch der Roten Armee verdichten sich.

Sie schreibt an ihn:

Am 27.2.45

»Mein Bär!

Eine Nachricht jagt die andere. Heute bekam ich von Stralsund (über den Kreisleiter) eine Reisebescheinigung, die bis zum 3.3., also Sonnabend zur Lösung von Fahrkarten nach Groß-Ammensleben⁶ berechtigt. Was nun? Wörtlich »Fr. Müller u. 3 Angehörige ist berechtigt, in der Zeit v. 26.2.45 bis 3.3.46 von Stralsund nach Groß-Ammensleben zu reisen.« Wir sind in einer ganz dummen Lage. Da es hier (wohl nur in Pommern so streng) überhaupt keinen Strom mehr gibt (Sicherungen wurden rausgeschraubt, sodaß wirklich nur Betriebe den zeitweise vorhandenen Strom benutzen können), können wir keinen Wehrmichtsbericht hören. Die Zeitungen kommen so spät, daß wir z. B. heute abend vielleicht den W.-B. [Wehrmichtsbericht] vom Freitag lesen können (der heutige V. B. [Völkischer Beobachter] bringt den vom Donnerstag!!) u. heute ist Dienstag! Alarm gibt es nicht mehr für Barth⁷, nur bei besonderer Gefahr Glockenläuten, was wir ja des häufigen Südwest-Windes [wegen] überhaupt nicht hören – also wissen wir überhaupt nicht mehr, was los ist. Und wenn die Russen mal plötzlich kommen, hören wir es wohl, wenn sie in Rostock sind. Barth wird die »Stadt der Kinder!! mit werdenden Müttern, Entbindungsheim u.s.w. Es ist fast zum Lachen! Dieses Abgeschnittensein von jeder Verbindung ist mit das Blödeste an der ganzen Lage. Wenn ich bloß wüßte, ob das woanders ebenso ist, ich glaube aber nicht. Aber woher soll ich das wissen? Was sind 3,4 Tage in dieser Zeit!

Ein Brief von Mutter⁸ kam heute, ein sehr trauriger. Allerdings schrieb sie noch einen Zettel dazu nach Deinem Berliner Brief. Vorher hatte sie den vom 29. von Pillau⁹, der wohl besonders mutlos geklungen hat. Ja, Bärlein, das Wunder ist für uns geschehen, daß Du aus dieser ziemlich aussichtslosen Situation wohlbehalten rausgekommen bist. Möge es sich

6 Landkreis Börde/Sachsen-Anhalt, östlich von Gutenswegen, wo eine ihrer Schwestern lebte.

7 Barth/Vorpommern, Kreis Franzburg.

8 Ihre 60-jährige Schwiegermutter wohnte verwitwet in Leipzig.

9 Pillau/Ostpreußen, über Land war Königsberg (Preußen), etwa 60 km entfernt.

doch im Großen für unser Volk wiederholen! Für Mutter ist die Zeit in Sorge um Dich wohl noch schlimmer gewesen als für mich. So wie sie sich auch jeden Abschied so schwer macht, hat sie nun alle Einzelheiten durchdacht u. sich an nichts mehr freuen können, was sie an Nahrung u. Bequemlichkeit haben konnte. Sie hat Deine Post am 23. gehabt, noch einen Tag später als ich. Berlin – Leipzig, ein Katzensprung sonst.

Ich glaube, ich mache es so: am Sonnabend löse ich die Fahrkarten für alle Fälle. Dann gelten sie drei Tage, d. h. bis Mo. od. Dienstag. Zur Not könnte ich wohl auch mit verfallenem Datum fahren, wenn ein triftiger Grund vorliegt. Z. B. sind z. Z. die Kinder¹⁰ (außer Helmut) erkältet, sodaß ich höchst ungern auf eine längere Reise ginge.

Ich habe noch nichts abgeschickt, ich hoffe, daß ich heute nachm. endlich was packen kann u. vielleicht morgen loswerde. Lotte¹¹ hat zwar frei, aber das hilft nichts. Ich kam tagsüber zu nichts, bloß das Laufende u. Besorgungen. Zeit durch Alarm geht uns also nicht mehr verloren, immerhin hier am Fliegerhorst etwas unangenehm, der Gedanke. Ansonsten spart man sich ja viel Aufregung; solange nichts passiert, sogar sehr angenehm. Ich denke immer, meine u. Deine Sehnsucht zusammen müßten es fertigbringen, uns zueinander zu führen. Vorher mag ich so ungern weg; hoffentlich leitet mich ein richtiges Gefühl, daß ich nicht zu lange zaudere. Aber ich weiß nicht, woran es liegt, mir wird es so verdammt schwer, mit den Kindern in die ungewisse Ferne zu fahren. Ich bin selbst böse auf mich in meiner Unentschlossenheit. [...]

Deine M.«

Was tun angesichts zahlloser Gerüchte, die sich überschlagen, während Nachrichten ausbleiben oder längst veraltet sind? Nach Westen aufbrechen – aber wie und gegen die Bleibe-Befehle lokaler wie anderer Potentaten? Immerhin, eine schriftliche Reisebescheinigung hat sie über den NSDAP-Kreisleiter bekommen – aber ist die Verwandte bei Magdeburg überhaupt erreichbar? Was geschieht mit der Barther Wohnung, wie lässt sich möglichst viel Hausrat und Kleidung mitnehmen (am 1.3. an ihren Mann: »... es muss schon sehr viel hierbleiben!«) oder als Expressfracht oder als Paket versenden? Kann das Kindermädchen mitkommen?

10 Helmut (geb. Juli 1939), Rudolf (geb. September 1940), Helga (geb. Juni 1942), Gudrun (geb. August 1944).

11 Lotte Schneidewind, Haushaltshilfe und Kindermädchen, aus Velgast.

Am 9.3.17⁰⁰ [sic].1945, Reisennummer 1 [sic]!

»Mein liebster H.!

Seit Du weg bist, der erste Gruß! Die letzten beiden Tage (nach meiner Rückkehr neulich $\frac{3}{4}$ 1 nachts) waren grausig mit Packerei, üblichen Durcheinander u. Abschiedsstimmung. Heute nun ziemlich in Eile zum Mittagzug. Bis hierher leidlich gefahren. Mit dem Mittagzug keine Möglichkeit, mitzukommen, trotzdem ein Bahnpolizist sich bemühte. Dann wollte ich heimfahren, aber es wurde gesagt, es wäre Aussicht auf Flüchtlingszüge, vielleicht könnte uns da einer mitnehmen. Nun sitzen wir hier, es ist jetzt 18⁰⁰, im Wartesaal. Die Aussicht ist schlecht. Und ob uns der Abendzug mitnimmt?? Also werden wir wahrscheinlich im Dunkeln wieder nach Barth fahren u. dort in die ausgeräumten (halbfertig) u. zugehlossenen Wohnung kommen, ohne Bettchen, ohne Decken (das einzige Federbett holte Frau Radosch¹² für ihre Verwandten), alle Vorräte weg – ach, weißt Du, das Reisen mit den vier Kleinen ist schon eine wüste Quälerei! Und wann sollen wir's dann wieder versuchen??? Ich hoffe, ich kann Dir bald bessere Nachricht geben! Mit herzl. Gr. D. M.«

Dann klappt es aber mit einem Eisenbahnzug – am 10. treffen sie und die Kinder im gut 100 km entfernten Güstrow ein. Sie schickt sofort einige Zeilen an ihren Mann – am nächsten Tag, 11.3., schreibt sie ihm ausführlicher.

Am 11.3.45.[Reisennummer]10

»Mein liebster Bär!

Wir sind nun gerade einen Tag hier. Ja, Bär, all das: der Abschied von Barth u. das Wirtschaften hier ohne die erleichternden Hilfsmittel eines normalen Haushalts, dazu immer mit Lotte zusammen, ohne mich mal für mich zurückziehen zu können, all das (der Abschied v. Barth ist dabei das Wesentliche) ist wohl das Schwerste, was du bisher von mir verlangt oder vielmehr erbeten hast. Ich hoffe nur inbrünstig, daß sich entweder bald entscheidet, ob wir zurückkönnen oder weiter müssen; denn sonst wird es wohl nie zu einer inneren Ruhe in mir kommen, vor allem eben deshalb, weil es freiwillig und vor den anderen geschehen ist. [...] Und nun muß ich also unsere Kinder streng trennen; u. da ich ziemlich sicher erwarte, daß es [Keuchhusten der Kleinsten A. L.] die anderen drei auch

12 Vermutlich Hausmitbewohnerin oder Nachbarin in Barth.

kriegen, wird sich die Trennerei monatelang hinziehen. Der Kochherd ist ganz schön, die Feuerung dafür natürlich knapp, mit den Kartoffeln wird es schwierig, Hilde kann mir schwer welche ohne Marken geben. Marken habe ich nicht, weil ich sie [die Kartoffeln] in Barth eingekellert habe. Milch bekomme ich meine normale Menge hier. Kohl gibt es, Möhren vorläufig nicht, vielleicht noch zu besorgen. Unsere eigenen sind alle noch in der Miete [...] Na, warten wir ab [...] Übrigens sind die Schlafgelegenheiten schön. 2 große Eisenbetten, 2 Kinderbetten. Lotte schläft in der »Wohnküche« auf dem Sofa. Morgen früh will ich mit Gudrun zum Arzt zur Impfung. [...]

Von unserer Reise wollte ich Dir noch erzählen. In Velgast saßen wir bis 21⁰⁰, ohne daß einer der drei durchfahrenden Flüchtlingszüge gehalten hätte, obwohl z. T. reichlich Platz war u. wir gut mitgekonnt hätten. Lottes Mutter hatte uns inzwischen Kaffee gekocht u. zum Wartesaal gebracht u. dann kam abends auch noch der Vater – u. das war unsere Rettung! Denn der Rostocker Zug, von dem Verspätung gemeldet war, kam dann so plötzlich u. ohne Anmeldung, die man uns versprochen hatte, an, daß wir gar nicht schnell genug unsere Kinder fertig kriegten u. alles Gepäck anpacken konnten! Und dazu war's ja draußen dunkel u. regnete, u. die Jungens torkelten verschlafen durch die Gegend. Ein guter Geist führte mich an die richtige Tür: da war ein Soldat, der mit Humor u. Tatkraft alle, die noch rein mußten, reinkriegte, indem er alles andere gut zusammenrücken ließ. Es war nicht mal ein Traglastenwagen u. trotzdem gingen beide [Kinder-]Wagen mit raffinierten Kniffen in den Mittelgang, der natürlich damit gesperrt war! Und Lotte u. ich bekommen zwei nebeneinanderliegende Plätze! Als Gudrun einen Hustenanfall bekam, nahm sie ein Soldat auf den Schoß, ein Sachse, der sagte, sie wäre »nich's erste Gind wasser warden täde.« Na, u. so ging alles gut, bis wir nach 24⁰⁰ in Rostock waren. Dort quälten wir uns den langen Bahnsteig lang. Menschenmassen noch u. noch, überfüllte Wartesäle, viel, viel Elend. [...]

Schließlich fügt sich vieles aber doch, und sie notiert:

»Für heutige Verhältnisse sind wir also direkt gut gereist. Alle heil, alle Sachen mitbekommen, nichts verloren; u. ich denk mal, unsere 8 Stück Eilfracht (Kinderbett, Bettsack, 3 Kisten, 1 Reisekorb, 2 Koffer) sind mit uns, von Velgast aus sogar vor uns mit dem Mittagzug gefahren! Und kosten mit ihren 3 ½ Ztr. Gewicht 28.– Mark Fracht, wir dagegen mit 4 ½ Pers. od. mehr bloß 12.– Mark!! Morgen früh wird es abgeholt. Und nun weiß ich noch nicht, ob ich von Gudruns Keuchhusten einige Tage

wegkann. Und muß es doch so nötig, da in Barth noch nichts geregelt ist. Du kannst dir ja denken, daß ich zu tun hatte, wenn ich seit Deiner Abfahrt die 8 Stück Eilfracht, dazu 4 Koffer u. unsere Rucksäcke zusammen hatte, Fahrk. besorgen u. Eilgut befördern mußte u. all das!»

Der zügige Ablauf (die Schreiberin fügte hinzu, dass man ihr zwei bis drei Wochen beim Aufgeben der Eilfracht genannt hatte) und beinahe mehr noch die Vollständigkeit des Transports: Beides ist für sie völlig unerwartet und unverhofft. Aber ähnlich der Post, die ungeachtet aller Hemmnisse auch im Frühjahr 1945 meistens ihr Ziel erreichte, konnten dies starke Signale für Momente des Kalkulierbaren, vielleicht Verlässlichen sein. War ein ›Dennoch‹ möglich? Gewiss erschütterten massive Ab- und Umbrüche die ›Kommandohöhen‹ wie den Alltag der scheinbar Namenlosen – aber offenbar ließ sich diese Dynamik hier und da ausmanövrieren.

Ungeachtet – oder auch wegen aller Ungewissheiten blieb die Schreiberin bis Ende April mit ihren Kindern in der Nähe von Güstrow, auf dem Gutshof Schöninsel (der Verwandten gehörte). Ende April näherte sich jedoch die Rote Armee – am Abend des 27. April brach sie mit den Kindern und diversen Koffern, Kisten und weiterem Gepäck erneut auf, nach Westen – mit einem Wehrmachts-Lkw, der sie bis ›südlich Lübeck‹ bringen sollte oder wollte. Am nächsten Tag gelangten sie schließlich abends in ein Lübeck benachbartes Dorf. Nur ein Notquartier war verfügbar. Am folgenden Tag, dem 29. April, begann sie ein Tagebuch: Briefpost war nicht mehr möglich, um Kontakt zu ihrem Mann zu halten. Von den Fliegerhorsten in Schleswig-Holstein, auf denen er nach der Evakuierung aus Ostpreußen seit Anfang Februar 1945 stationiert war, hatte er mehrfach Dienstreisen nutzen können, um ›am Rande‹ auch seine Frau zu treffen. Nach ihrer Flucht Richtung Lübeck war der Kontakt jedoch abgerissen – beide wussten bis Ende Juni nicht voneinander, wo der andere war und wie es ihm oder ihr erging. Sie notierte:

[S. 2, unten] »9. Mai Fünf Tage habe ich nichts aufgeschrieben. Fünf Tage voll wichtiger Ereignisse. Das größte: der Krieg ist zu Ende! Unsere Einquartierung hat sich netter entwickelt, als wir zuerst dachten. Morgen sollen sie weg. Fast tut es uns leid, es war immerhin ein männlicher Schutz. Und ohne sie hier ist die Gefahr des Plünderns durch Polen und Franzosen¹³ noch größer. [...] Das kalte regnerische Wetter hielt an bis Sonntag, dann wurde es auf einmal ganz wunderbar, sodaß man tagsüber

13 Befreite Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene, eventuell auch befreite KZ-Häftlinge.

draußen in der Sonne sitzen konnte. Die Amerikaner hatten gute Tage. Als am Montag Abend durchkam, daß der Krieg zu Ende sei (also am 7. Mai 1945!) ging ein großes Siegesgejohle los. Von ihnen aus verständlich, für uns natürlich sehr bitter. Am 8. wurde dann gefeiert u. heute taten sie auch nicht viel mehr als in der Sonne zu liegen.

[S. 3] Wie schön könnte die Welt in diesen Maitagen sein, wenn sie für uns Deutsche nicht so viel Erniedrigendes bereit hielte. Mein liebster Bär, ich hatte solche Hoffnung, Dich zu sehen, es kamen hier manchmal entlassene Soldaten in Zivil durch. Aber ich weiß ja nicht mal, ob Dich meine Nachricht erreicht hat, daß ich hier bin. Wenn Du es doch bloß wüßtest, daß Deine größte Sorge vorbei ist. Was kommt, weiß ja niemand, aber wir sind wenigstens den Russen entwischt. Güstrow liegt ja nun wirklich noch mit in deren Zone!

Den Kindern geht es gut. Sie können bei gutem Wetter draußen spielen, auf dem Schulhof u. im Garten. Und irgendwelche kleinen Dinge zum Freuen finden sich immer mal: eine Schachtel, Flasche oder Dose oder heute z.B. Maikäfer! Gudruns Armwunde heilt recht gut u. wird bald ganz zu sein. Sie ist braun wie ein Negerlein u. sieht wonnig aus. Und hat einen Mordshunger wie wir alle jetzt!

Ich habe einen bösen Finger, eine Nagelbettentzündung, wahrscheinlich vom vielen und ungewohnten Wasser. Aber das Seifenbaden scheint zu helfen, ich hoffe ohne Schneiden davonzukommen. Ab und zu gibt es auch mal Bauchweh, die Jungens haben sogar gespuckt u. Durchfall gehabt aber alles nicht lange und nichts Schlimmes bedeutend. Herr B. ist seit Montag in Oldesloe u. noch nicht zurück. Er soll im Lastauto nach Celle transportiert worden sein. Ob zur Besichtigung des KZ¹⁴ oder als Gefangener darin, ist bisher nicht zu erfahren. Der ›Schrecken ohne Ende‹ fängt an, man kommt innerlich nicht zur Ruhe. Weil man nicht weiß, was kommt. Daß man die Sorge wegen Bomben los ist, kommt einem gar nicht recht zu Bewußtsein.

Mit den Kindern werde ich ganz gut fertig. Ich habe sogar die letzten beiden Tage viel genäht, gestopft u. sogar am neuen Leibchen f. Helmut gehäkelt. Soweit ist also alles in Ordnung. Zwischendurch dann immer die Sorge um Dich, mein Junge. Wie muß es für Euch Männer schlimm sein, so ehr- und wehrlos sich ergeben zu müssen, so ohne Recht und ohne Hoffnungsschimmer. Und doch ist natürlich bei mir der Gedanke

14 Konzentrationslager Bergen-Belsen. Es wurde am 17. April 1945 von britischen Truppen befreit.

an ein Zusammenlebendürfen doch wieder da und ist u. bleibt das Ziel meiner Wünsche. Ein Glück der Gedanke, daß Du bei den Westmächten bist. So hoffe ich doch, [...]«

Mehrfach pendeln die Aufzeichnungen in kurzen Bewegungen hin und her. Dem Kriegsende und der ›hautnahen‹ Gegenwart von Siegern und Befreiten folgt die geringe Erleichterung über das Ende der Bombardierungen. Dem schließt sich sofort an die stete Sorge um die Kinder: wie sie gesund halten oder kurieren, wie sie satt bekommen? Immer wieder Sorgen um ihren Mann, den »Jungen« – wo er sei, und wie es ihm gehe... zugleich Freude über die Kinder und an ihnen, über Sonnentage und Maikäfer und nicht zuletzt: dass man den »Russen entwischt« sei. Unvermittelt daneben Bitterkeit über die militärische Niederlage; es beginne ein »Schrecken ohne Ende«. Zumal die deutschen Männer seien nun »so ehr- und wehrlos« – und das KZ als Ort, mit dem sie vor allem »üble Gestalten« [gegen Ende dieser Tagebucheintragung vom 9. Mai] verbindet und in dem jetzt womöglich Deutsche inhaftiert sein würden – zugleich die Sehnsucht, dass das »Zusammenleben« mit ihrem Mann und der ganzen Familie wieder möglich sein werde: Dieser Fluchtpunkt war offenbar ein mentaler Kraftquell, und wird immer wieder beschworen.

IV. 17. Juni 1953 in Erfurt: Schießbefehl – »Aufatmen« der Genossen

Ereignisse

Am Vormittag des 17. Juni erhielt die Volkspolizei in Erfurt Meldungen über Kneipenauseinandersetzungen mit SED-Genossen, denen z. T. Schläge angedroht worden seien. Es folgten Nachrichten über kleine Streiks in mehreren örtlichen Betrieben. Aber anders als vor allem Bauarbeiter am Vortag in Berlin verließ niemand die Arbeitsstelle und den Betrieb; niemand ging auf die Straße.¹⁵

Am Abend dieses 17. Juni bildeten die in Stadt und Bezirk für »Sicherheit und Ordnung« Zuständigen, d. h. der Chef der Bezirksbehörde der Volkspolizei und der Erste Sekretär der Bezirksleitung der SED mit dem Chef der Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) so-

¹⁵ Alf Lütke, *Ausnahmezustand. Der 17. Juni 1953 in Erfurt. Umfeld und Perspektiven einer Ausstellung*, Erfurt 2004, S. 9-14, S. 11. – Bei dem Folgenden stütze ich mich auf meinen Text: 17. Juni 1953 in Erfurt: Staatliche Rituale und Ausnahmezustand in einem Besatzungsregime, in: Alf Lütke/Michael Wildt (Hg.), *Staats-Gewalt: Ausnahmezustand und Sicherheitsregimes. Historische Perspektiven*, Göttingen, 2008, S. 241-275.

wie dem Kommandeur einer Bereitschaft der Kasernierten Volkspolizei (KVP) einen gemeinsamen »Einsatzstab« (und gingen damit über die Berliner Lösung hinaus; dort war es bei getrennten Stäben von Volkspolizei und MfS geblieben).¹⁶

Der Einsatzstab registrierte in den Nachmittags- und Abendstunden Meldungen aus Dörfern nördlich und nordwestlich von Erfurt: Ein Flugzeug war gesehen worden, ein oder zwei Fallschirmspringer wären hinter einem Dorf gelandet. In dieser Situation, mit vielen Unübersichtlichkeiten und offenen Fragen (punktuelle Ereignisse oder eine verknüpfte und womöglich vom »Klassen-« und »Staatsfeind« angeleitete, wenn nicht gelenkte Aktion) erließ der Chef der Volkspolizei im Bezirk, Erhard König, gegen 23.00 Uhr einen Befehl, der unverzüglich in den Wachen verlesen wurde. Vollzugsmeldungen verzeichneten, er sei »überwiegend mit Aufatmen« aufgenommen, einmal ist sogar »Begeisterung« notiert. Freilich, ein anderer Volkspolizist protestierte lautstark – er wurde, so eine spätere Meldung, auf der Stelle entlassen.

Dieser Befehl enthielt vier Punkte. Der erste legte fest:

»Alle Provokateure, Saboteure, die sich im Laufe der Nacht und am morgigen Tage eines Angriffes auf Angehörige der Deutschen Volkspolizei, Staatsfunktionäre oder [des] Herunterreißen[s] von Emblemen der DDR (z. B. Bilder von Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl, des Genossen Stalin ...) schuldig machen, werden im Beisein der Massen erschossen, ohne Urteil«.

Die folgenden Punkte waren im selben Ton und Duktus gehalten. Im Punkt 2 wurde angeordnet:

»Es ist streng darauf zu achten, dass nicht wahllos in die Massen geschossen wird, dass keine unschuldigen Kinder oder Frauen dabei getroffen werden«. Vielmehr seien »die Täter [...] durch einen kräftigen Stoß aus der Menge herauszuholen und auf der Stelle zu erschießen«.

Abschließend hieß es in den Punkten drei und vier:

16 Dazu und zum Folgenden: Bericht der Bezirksbehörde Erfurt der Deutschen Volkspolizei (BDVP) an die Hauptverwaltung der Deutschen Volkspolizei (HVDVP), 29. Juni 1953, in: Bundesarchiv Berlin (BAB), DO 1-11/306, fol. 271-343; dieser Bericht ist ohne die – wichtige – Einleitung (271-273) abgedruckt in: Torsten Diedrich/Hans-Hermann Hertle (Hg.), Alarmstufe »Hornisse«. Die geheimen Chef-Berichte der Volkspolizei über den 17. Juni 1953 (Berlin, 2003), 154-202; Text des hier folgenden Schießbefehls ebd. 178 f. – Zu weiteren Einzelheiten und Einzelereignissen siehe drei Aktenbände mit Meldungen an und Befehlen der Bezirksbehörde der VP, Thüringisches Hauptstaatsarchiv (ThHStA) Weimar, BDVP 20/66-68.

»Die im Laufe des heutigen und des gestrigen Tages festgenommenen Personen, die als Haupträdelsführer erkannt sind, werden heute sofort nach Erfurt überführt und morgen früh erschossen.

Wer sich einer Festnahme durch die Volkspolizei tätlich oder in einer anderen Form widersetzt, wird ohne Urteil erschossen.«

Konkret angewandt wurde der Befehl jedoch nicht; in Erfurt fiel kein Schuss, nicht von deutscher und auch nicht von sowjetischer Seite. Nur ein Erinnerungsbericht spricht davon, dass ein Junge, der am Abend des 19. Juni die inzwischen verhängte Ausgangssperre offenbar überschritten hatte, von einem Angehörigen der Kasernierten Volkspolizei mit einem Karabiner bedroht wurde, der in dem Moment entschert worden sei.

Die »Organe« der Staatsmacht waren freilich sehr wohl tätig. Bereits am 17. Juni waren mehrere Teilnehmer der Kneipentumulte festgenommen worden, überwiegend von der Volkspolizei. Sie wurden aber (eigenmächtig oder auf Anforderung?) fast alle den »Genossen« der Staatssicherheit, der Stasi, überstellt.¹⁷ Am 19. Juni fanden Erfurter an Häuserwänden in der Innenstadt Plakate: Der sowjetische Stadtkommandant hatte den »Ausnahmezustand« verhängt. In den Erfurter Tageszeitungen erschien derselbe Befehl, freilich mit etwas anderem Wortlaut – und vordatiert auf den 17. Juni.¹⁸ Kasernierte Volkspolizei patrouillierte jetzt mit aufgeflepptem Bajonett. Sichtbar wurden auch sowjetische Soldaten mit Lastwagen und schweren Maschinengewehren. Es gab Festnahmen auf den Straßen, etwa die eines Werkstudenten, der Rotarmisten fotografiert hatte. Und am Mittag des 19. wurden nacheinander sieben junge Männer verhaftet: Sie hatten am 18. und erneut am 19. Juni im Zentrum der Stadt, auf dem Anger, ihre schicken neuen Westklamotten spazieren geführt.

»Aufatmen« der Genossen: Staatlichkeit als Ritual

Wenn es nur mehr »Freund« oder »Feind« gab, dann war es folgerichtig, wenn die Akteure von Partei und Staat eine unbegrenzte Ermächtigung für jedwede Intervention und den aller kürzesten Prozess beanspruchten. Fak-

17 Telefonische Durchsage der SED-Bezirksleitung Erfurt, Nachm. des 17. Juni, an Politbüro-Mitglied Fritz Rau, in: Nachlass Rau, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), NY 4062/94, 273. Eine Übersicht über die Verhaftungsziffern nach Kreisdienststellen aus dem »Tagesspiegel über den Stand der Inhaftierten«, hier 27. Juni 1953, Bundesbehörde für die Unterlagen der Staatssicherheit der ehemaligen DDR (BStU), Außenstelle (ASt) Erfurt, AS 1/65, 75; vgl. Angaben zu einzelnen Inhaftierten ebd., 8-11.

18 Vgl. die SED-Bezirkszeitung »Das Volk«, Archiv »Thüringer Allgemeine«, Erfurt.

tisch bedeutete das den Rückgriff auf das Modell der »Aktionskommission«: Der Staatsrechtler Carl Schmitt hatte dieses Modell in der umfassenden Ermächtigung gesehen, mit der die Weimarer Verfassung von 1919 in Artikel 48 den Reichspräsidenten ermächtigte, »alle Maßnahmen« zu treffen, die er zur »Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung« für notwendig hielt.¹⁹

Für den Chef der Erfurter Bezirksbehörde, König, war ganz offenbar der Schießbefehl eine solche Maßnahme (ungeachtet des Kontextes, vor allem der besatzungsrechtlich eingeschränkten Staatlichkeit).²⁰ Die wenige Woche später geäußerte, an Schärfe kaum zu überbietende Kritik des DDR-Innenministers Karl Maron am Vorgehen des Erfurter Polizeichefs änderte daran nichts. In seiner internen Gesamtanalyse kontrastierte der Minister – er war oberster Dienstvorgesetzter der Volkspolizei – die »unverständliche Unsicherheit« einzelner regionaler Instanzen, insbesondere des Magdeburger Bezirkschefs, mit dem »entgegengesetzten Extrem«, dem Erfurter Schießbefehl.²¹ In Magdeburg habe der Bezirkschef skandalöserweise die Schusswaffen eingezogen und »Verhandlungen mit den Provokateuren« begonnen. Hingegen habe sein Erfurter Kollege ein »Standrecht im Quadrat« befohlen – einen Fall, den es »in der ganzen Weltgeschichte noch nicht gegeben« habe. Zudem sei die Berliner Zentrale weder vorher befragt noch nach Erlass informiert worden. Und der entschuldigende Hinweis Marons auf »Einflüsse von anderer Seite« ließ zwar auf Anordnungen oder ein Drängen sowjetischer Kommandeure schließen, blieb aber ganz vage.

19 Carl Schmitt, *Die Diktatur (1921/1928)*, 6. Aufl. (Berlin, 1994), S. 131 ff., 197 ff.

20 Vgl. die dem Bericht des Bezirkschefs an die HVDVP vom 29. Juni vorangestellte Einleitung, die vor allem seinen »Schießbefehl« (fol. 271) herausstellte; er habe »große moralische Festigung und Sicherheit« gegeben, BAB, DO 1-11/306, fol. 271-271.

21 Karl Maron, »Einen zweiten 17. Juni wird es nicht geben«. Rede auf der I. Zentralen Konferenz der Deutschen Volkspolizei zur Auswertung des 17. Juni, Berlin; 17. Juli 1953; in: Diedrich und Hertle, *Aktion »Hornisse«*, S. 39-66, 54-56. Generell zum Schusswaffengebrauch – und zur grundsätzlichen Freigabe seitens der Hauptverwaltung – im Rahmen des 17. Juni vgl. die Einleitung der beiden Hg., S. 25 ff., 29 ff., aber auch aus dem Bericht des Chefs der Bezirksbehörde Cottbus die Forderung zur »sofortigen Einführung der Taktik der Sowjetarmee«, S. 122; zur angeblichen »Unsicherheit« bzw. zum »Kapitulantum« bei der VP vgl. auch Daniel Bohse, »Arbeiter, laßt euch auf keinen Kuhhandel ein! Sie lügen immer noch. Sie meinen es nicht ehrlich! Der 17. Juni 1953 im Bergbau- und Industrieviertel Mansfeld-Sangerhausen«, in: Hermann-Josef Rupieper (Hg.), »... und das Wichtigste ist doch die Einheit«. Der 17. Juni 1953 in den Bezirken Halle und Magdeburg (Münster, 2003), S. 59-105, für Eislebener Vopos, bes. S. 102 (diesen Hinweis verdanke ich Tilman Siebeneichner, Berlin). – Der Chef der Bezirksbehörde Erfurt, Erhard König (Jg. 1900, Interbrigadist 1936-39, ab 1943 in der UdSSR, ab 1945 in Deutschland), behielt seinen Posten und wurde 1957 zum Generalmajor befördert; 1959 ging er in den Ruhestand, vgl. Diedrich und Hertle, *Aktion »Hornisse«*, S. 202, Anm. 3.

Dabei bekräftigte der Minister ausdrücklich und im selben Atemzug eine grundsätzlich unumgängliche »weitgehendste Handlungsfreiheit« der Bezirkschefs: In der Stunde der Not sollten sie auch weiterhin »entsprechend der gegebenen Situation« nach ihrem Ermessen handeln. Dass im Erfurter Fall womöglich ein Kommandeur der Roten Armee initiativ geworden war oder den Schritt Königs ausdrücklich gebilligt hatte, änderte nichts am Anspruch des deutschen Polizei-Gewaltigen. Am 17. und 18. Juni reduzierte es vor allem nicht die Wirkung des Befehls innerhalb des Polizei-Apparates.

Diese Reaktionen bei den »Genossen« der Volkspolizei, die in den Berichten festgehalten sind, zeigen so etwas wie ein befreites Aufatmen. Vor Ort, in den Revieren, wohl mehr noch im Einsatz auf Straßen und Plätzen fühlte sich die große Mehrheit bestätigt, wenn nicht bekräftigt. Schusswaffengebrauch in der (erwarteten oder befürchteten) Auseinandersetzung mit dem Klassen-»Feind« war gerechtfertigt – wurde sogar gefordert. Es ist eine solche Selbst-Stabilisierung, die als zentrale Rechtfertigung wie Wirkung rituellen Handelns gilt.²² Die Sequenzen des Auftretens und Verhaltens, die Gestik, Positur und Gewandung – insgesamt die Formen und Zeichen der Aktion erlauben Wiedererkennung bei den Beteiligten, aber auch bei Zuschauern. Damit nutzen und fördern diese Elemente der Performanz zugleich ein »zweischneidiges« Sentiment: das der Zugehörigkeit nach innen wie das der Ausgrenzung nach außen. Das eine wie das andere aber war besonders bedeutsam in Zeiten verschärfter Unsicherheit und Unübersichtlichkeit, von »Ausnahme«.

Für den Polizeiapparat als Bürokratie und gleichermaßen Organ des politischen Kampfes waren Hierarchie und Disziplin grundlegende Orientierungsmarken, die nicht allein funktionalen Zwecken zugeordnet waren. Umso naheliegender war die Sorge der Vorgesetzten in Erfurt, innerhalb der noch wenig gefestigten »Organe« Hierarchie und Disziplin zu sichern. Dafür stand auch die Ausnahmeregelung: es war ein ausdrücklicher, *schriftlich fixierter Befehl*, der die *Ermächtigung zu entgrenztem Gewalthandeln* gab. Zugleich gingen die Vorgesetzten davon aus, es würde rasch überall bekannt, dass »die Volkspolizei auf jeden Fall Ruhe und Ordnung herstellen würde«.²³

Zudem konnte dieser Befehl auch entlasten: zunächst nach außen, aber vermutlich mehr noch nach innen, unter Kollegen. Denn bei aller Entgren-

22 Dazu exemplarisch Victor Turner, *The Forest of Symbols*, Ithaca 1967; zu den konzeptuellen und theoretischen Aspekten Victor Turner, *From Ritual to Theatre: the Human Seriousness of Play*, New York 1982, bes. S. 41-48.

23 Chefbericht BDVP Erfurt, 29. Juni 1953, a. a. O., S. 179, vor allem die Einleitung BAB, DO 1-11/306, fol. 273.

zung des ›kurzen Prozesses‹ bei der Anwendung von Verletzungs- oder Tötungsgewalt sah der Text auch eine Einschränkung vor: »unschuldige Kinder und Frauen« – die »Massen« insgesamt sollten nicht gefährdet, sondern geschützt werden. Dass allerdings jeder praktische Versuch, befehls-gemäß zu handeln, nicht nur eventuelle »Provokateure« oder »Saboteure«, sondern fraglos Umstehende getroffen hatte – dieser Beleg blieb Befehls-gebern wie -empfängern, vor allem aber eventuellen Opfern erspart.

Die Rituale von Befehl und Befehlsgebung versicherten Vorgesetzten wie Untergebenen, sie würden gleichermaßen rechtmäßig und richtig handeln. Die formale Anordnung füllte die symbolische Form; sie ließ das Symbol aber auch erst in dieser Umsetzung zu einem Moment der Alltagswirklichkeit werden.

Die Befehlsform war also keine ›weiche‹ Zutat, sondern die ›harte‹ und insofern wirkmächtige Beglaubigung. Gewiss war sie direkt sichtbar nur auf der ›Innenseite‹ von Herrschaft, also für die »Genossen« der Volkspolizei. Aber es ging in diesen ersten Jahren des »anderen Deutschland« immer auch, wenn nicht in erster Linie darum, die »Fügsamkeit in Herrschaft« (Max Weber) bei den »Organen« der neuen Zeit und ihres Staates sicherzustellen. Sie waren es, die den staatlichen Durchsetzungsanspruch konkret ›an alle‹ zu signalisieren und im Zweifelsfall zu erzwingen hatten.

Allerdings ist damit nur die eine der stets miteinander verknüpften Seiten symbolischer oder genauer: ritueller Praxis erfasst. Denn im Vollziehen der rituellen Form wird zugleich eine Grenzüberschreitung ermöglicht, wenn nicht konkret vollzogen.²⁴ Diese »liminale« Dimension (Victor Turner) ist nicht zu trennen von der Rigidität der formellen Erwartungen und Vorgaben: nur wenn sie peinlich beachtet sind, ist das Ritual ›gültig‹. Es ist aber eben das Ensemble der Regelungen, das Überschreitungen nicht nur ermöglicht, sondern erfordert. Die Alltäglichkeit staatlicher Herrschaft beruht immer auch auf der alltäglichen Bereitschaft seiner »Organe«, das Äußerste anzudrohen, aber auch zu tun. Insofern ist ein Befehl, der augenblickliche Gewalttat und auch Tötung ›im Moment‹ möglich macht, zugleich eine Aufforderung, hier und jetzt den Staat und seine Ober-Gewalt zu beglaubigen – und zwar in seiner ultimativen Form, als Tötungs-Gewalt.

24 Turner, *From Ritual to Theatre*, S. 41-44, 47. – Demgegenüber verschenkt eine »Kulturgeschichte des Politischen«, wie sie in den letzten Jahren zumal aus frühneuzeitlichen Forschungen entwickelt worden ist, mögliche Einsichten in die Transformations-Potentiale kultureller Praktiken, vgl. aber Barbara Stollberg-Rilinger, »Einleitung: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung*, Beiheft 35 (2005), S. 9-24, bes. S. 17 f. und 19 ff., wo die Verfasserin Émile Durkheim und Mary Douglas, jedoch z. B. nicht Victor Turner diskutiert.

V. Grenzkontrolle: Ausnahmezustand – auf Dauer gestellt?

Eindeutige Grenzen sind offenbar eine unerlässliche Markierung moderner (National-)Staatlichkeit. Aber auch die Besatzungszonen, die von den Alliierten 1945 in Deutschland errichtet wurden, hatten Grenzen nach allen Seiten, die überdies scharf bewacht wurden. Man durfte sie zunächst nur mit ausdrücklicher Genehmigung passieren²⁵. Auch als 1949 jeweils ein ost- und ein westdeutscher Staat gegründet wurde, blieben Regulierung und strikte Kontrolle von Aus- und Einreisen selbstverständlich.

Allerdings gab es einen gravierenden Unterschied: Für die westdeutsche Bundesrepublik blieb die Grenze zur »Deutschen Demokratischen Republik« (DDR) eine »Zonengrenze«, die prinzipiell für alle Deutschen offen sein sollte. Für die DDR galt sie hingegen nicht nur als eine ihrer Außengrenzen. Vielmehr war sie vor allem die Trennlinie des eigenen »sozialistischen Lagers« vom »imperialistischen Westen«. Die Akteure auf den DDR-Kommandohöhen sahen auf der anderen Seite dieser Grenze nur einen »Feind«, der mit allen Mitteln das »neue Deutschland« sabotieren und das Erreichte zerstören würde.

Der Bau der Mauer in Berlin am und ab dem 13. August 1961 durch die DDR, die entsprechende Befestigung der gesamten deutsch-deutschen Grenze in den folgenden Monaten und Jahren, aber auch der Übergang zur »modernen Grenze« seit Mitte der 1960er Jahre²⁶: Dies waren die sichtbarsten Elemente dieser ebenso symbolischen wie material-festungsartigen Abgrenzung der DDR »nach außen«.

Freilich gab es Grenzpassagen, an wenigen »Grenzübergangsstellen«²⁷. Die Kontrolleure der entsprechenden Dokumente, aber mehr noch der Personen, die sie vorwiesen, waren nach einer kurzen Phase der Zuständigkeit des Zolls seit 1963 ausschließlich Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS)²⁸. Die Uniform, die Reisende und Besucher bei den Kontrollen zu sehen bekamen, ließ das freilich nicht erkennen. Schnitt, Farbe und Abzeichen entsprachen denen der Grenztruppen, die der Nationalen

25 Andreas Hartmann/Sabine Künsting (Hg.), *Grenzeschichten. Berichte aus dem deutschen Niemandsland*, Frankfurt 1990.

26 David Shears, *Die hässliche Grenze*, aus dem Engl. von Marion Elsas, Stuttgart 1970 (engl. London 1970), S. 55-74.

27 Vgl. Hartmut Zimmermann (Hg.), *DDR-Handbuch*, Bd. 1, 3. Erw. Aufl., Köln 1985, S. 576-578.

28 Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen der Staatssicherheit der ehemaligen DDR (Hg.), *Anatomie der Staatssicherheit. MfS-Handbuch*, Teil III/14: Monika Tantzsch, Hauptabteilung VI: Grenzkontrollen, Reise- und Touristenverkehr, Berlin 2009.

Volksarmee (NVA) unterstanden. Die Anmutung war die von Armeeangehörigen.

Passkontrolleure

Die Rekrutierung für diese hauptberuflichen Mitarbeiter des MfS erfolgte in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend durch Werbung bei den Musterungen der jeweiligen Wehrpflichtigen-Kohorte. Aber auch die meisten Soldaten auf Zeit beim MfS ließen sich für eine (finanziell sehr einträgliche) Berufskarriere beim MfS gewinnen, das heißt beim »Schild und Schwert« der herrschenden »Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands« (SED).²⁹ Ein Drittel dieser Neueingestellten – die zu etwa 85 % männlich waren – hatte ihren Ehepartner oder die Eltern beim MfS (und ebenfalls ein Drittel war bereits seit mehr als zwei Jahren Mitglied der SED; bis auf wenige Ausnahmen folgten die anderen Neueingestellten in den ersten zwei Jahren ihrer MfS-Zugehörigkeit).

Zumindest in den ersten drei Jahren hatten die neuen Mitarbeiter – jedenfalls die, die der »Linie VI«, d. h. den »Passkontrolleinheiten« zugewiesen worden waren, ein individuelles »Arbeitsbuch« zu führen. Hier notierten sie die Themen und Hauptpunkte der Unterrichtseinheiten, der Vorträge und Seminare, aber auch der Besprechungen und Diskussionen, die im Rahmen der Ausbildung angesetzt wurden. Es sind vorwiegend stichwortartige Notate, zum Teil aber auch ausführlichere Erläuterungen, ganz überwiegend offenbar dem Duktus der Instruktionsoffiziere folgend.

In den ungefähr fünf Dutzend dieser »Arbeitsbücher«, die aus den 1980er Jahren für eine der belebtesten »Grenzübergangsstellen (GÜSt)«, Bahnhof Friedrichstraße, erhalten sind, finden sich regelmäßig Hinweise auf zweierlei. Zum einen erwähnten die Vorgesetzten fortwährend die »öffentliche Wirksamkeit der Tätigkeit an der Grenze«.³⁰ Reisende und Besucher, zumal

29 Ausführlich dazu Jens Gieseke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit. Personalstruktur und Lebenswelt, 1950-1989/90, Berlin 2000, S. 320-353, S. 387-433; die Zahlen beziehen sich auf das MfS insgesamt, also nicht speziell auf die Passkontrolleinheiten (PKE). Zu den PKE zählten 1982 7.123 Mitarbeiter und 1989 7.471, eine Zunahme von 4 %, während der Gesamtpersonalbestand des MfS zur gleichen Zeit um 128 % auf 91.015 stieg, Gieseke, Mitarbeiter, S. 396. – Zu Rolle und Position des MfS vgl. die pointierte Formulierung des West-Berliner Politologen Gert-Joachim Glaesner, der 1986 das MfS als »Avantgarde der Avantgarde« bezeichnete, ebd., S. 24; Gieseke sah die MfS-Mitarbeiter in der »Rolle hauptamtlicher Parteiarbeiter in der dienstrechtlichen Hülle des (mit physischen Gewaltmitteln ausgestatteten) Staatsangestellten«, ebd.

30 *Arbeitsbuch*, BStU, MfS, HA-VI, Nr. 19388, S. 49 (ca. Herbst 1986); das Folgende ebd. S. 61, Dienstkonzferenz am 6. Oktober 1986, dem Vorabend des Staatsgründungstages der DDR.

Ausländer hatten hier erste oder erneute Kontakte mit offiziellen Vertretern des »sozialistischen Deutschland«. Zum anderen forderten Vorgesetzte fortwährend, die »Schlagkraft unserer Organe muss [...] weiter wachsen«.

Etwa zeitgleich notierte der seinerzeitige Unteroffizier Zukowski aus einer entsprechenden Instruktion die Richtlinien für das Verhalten an der Grenze: »Das Verhalten des Passkontrolleurs muss vor allem getragen sein von Höflichkeit, Anstand, Takt, Verständnis, Rücksicht, Entgegenkommen, Hilfsbereitschaft, Korrektheit, Konsequenz, das heißt von Verhaltensweisen, wie sie in den zwischenmenschlichen Beziehungen im Sozialismus üblich, für die Achtung der persönlichen Würde eines Menschen unerlässlich und im Rahmen der dienstlichen Bestimmungen und Weisungen möglich sind.«³¹ Und auch hier wird betont, dass »unsere Arbeit im Blickpunkt der Öffentlichkeit« stehe, dass »wir unseren Staat repräsentieren«. Deshalb sei »jeder Reisende gleich höflich zu behandeln«, die PKE-Mitarbeiter sollten »konzentriert, sachlich und in Ruhe« tätig sein und nicht zuletzt »richtige Auskünfte« geben.

Identitätskontrolle und Dokumentenuntersuchung

Freilich – zugleich sahen sich zumal die Vorgesetzten vor Ort, insbesondere die Zugführer als Vorgesetzte der Dienstschichten, aber auch die einzelnen Kontrolleure jahraus, jahrein mit immer neuen oder genauer: sich wiederholenden Anweisungen und Instruktionen konfrontiert. Zu diesen Instruktionen gehörten etwa 1986 »aktuelle Erkenntnisse auf dem Gebiet der Dokumentenuntersuchung und Personenidentifizierung, bezogen auf das Jahr 1985«.³² Dabei wurde einerseits »eingeschätzt [...], dass auf der Grundlage der kontinuierlich durchgeführten Qualifizierung [...] die Qualität der Identitätskontrolle [und der Dokumentenprüfung] weitergestiegen ist« (S. 86). Freilich sei es unerlässlich, dass der gegenwärtige Stand »weiter ausgebaut« werde. Insbesondere sei unvermindert dringlich »ein konsequentes Umsetzen des theoretischen Wissens in der täglichen Praxis«. Im Vordergrund müsse dabei das »Anmelden von Zweifeln an der Identität und deren gründliche Bearbeitung« stehen (S. 87). Konkret: solche Zweifel dürften nicht übergangen werden, vor allem seien sie weiterzumelden. Und da zeige

³¹ *Arbeitsbuch*, BStU, MfS, HA-VI, Nr. 20197, S. 7, das Folgende ebd., S. 6.

³² BStU, MfS, HA-VI, Nr. 20630. S. 61-100 (und Lichtbilder S. 114-124), bes. S. 86-92; s. auch meine Erkundung: Alf Lüdtker, Erkennen als Wieder-Erkennen? Anthropometrische Muster der Personenidentifikation. Zur Praxis der Passkontrolleneinheiten der DDR, in: Ulrike Hanstein/Anika Höppner/Jana Mangold (Hg.), *Re-Animationen. Szenen des Auf- und Ablebens in Kunst, Literatur und Geschichtsschreibung*, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 259-278.

sich immer wieder, dass »Störungen, Ablenkungen und andere hemmende Faktoren die Identitätskontrolle, einen Grundprozeß der Paßkontrollrätigkeit, [...] negativ beeinflussen [können]« (S. 87).

Die einzelnen Kontrolleure müssten »durchgängig konzentriert arbeiten, Kontrollanforderungen stellen und auch nutzen sowie sich auf alle hemmenden und störenden Faktoren bewusst einstellen bzw. gegen sie vorgehen« (S. 87). Konkret bedeute das, mit einer »Kontrollhandlung« bei einer eventuellen Unterbrechung »immer neu von vorne zu beginnen«, also bei einer Ablenkung oder Störung nicht einfach weiterzumachen. Hier nicht nachzugeben – darin liege die »hohe Verantwortung, die jeder Identitätskontrolleur bei der Durchsetzung dieser Aufgabenstellung trägt« (S. 88).

Dieser Punkt, der hier mit größtem Nachdruck betont wurde, tauchte nicht zum ersten Mal in den Anweisungen und Lehrmaterialien auf. Bereits Mitte der 1970er Jahre waren die entsprechenden Regulative fast wortidentisch.³³ Ganz offensichtlich war dies ein steter Schwach- und Gefahrenpunkt für den Anspruch lückenloser Kontrolle. Dementsprechend bemühte sich die Leitung der zuständigen Hauptabteilung VI im MfS, bestimmte Verhaltensweisen von Reisenden zu schildern, die – zufällig oder absichtlich – genau diese Störung bewirken würden. Und da sei zu erkennen, dass Reisende »nach der Vorlage ihnen nicht gehörender Dokumente und der Feststellung der Nichtidentität durch den Passkontrolleur ihr eigenes Dokument vorweisen und angeben, [das erste Dokument] irrtümlicherweise abgegeben [...] zu haben. Dabei entschuldigen sie sich wortreich und bitten gegebenenfalls zurückfahren zu dürfen.« In der Tat sei ein »vorsätzliches Handeln« sehr schwer nachzuweisen. Aber der Passkontrolleur habe ja Erfahrungen, deshalb seien bei der »Wertung der Sachverhalte auch die Verhaltensweise des Reisenden vor und während der Identitätskontrolle genau zu analysieren, um eventuelle Anhaltspunkte für Feindtätigkeit erarbeiten zu können« (S. 89).

Dieser Verdacht, die Möglichkeit von »Feindtätigkeit«, durchzog freilich nicht nur die jeweiligen Lektionen und Instruktionen – hier berührten die Vorgesetzten eine der vermutlich zentralen Dauerbefürchtungen der allermeisten Kontrolleure: die Sorge, von diesem oder jener Reisenden übertrölpelt und ausgetrickst zu werden. Dass damit aber stets auch das Große und Ganze, dass also die Existenz der DDR, wenn nicht des sozialistischen »Lagers« gefährdet sein könnte – wer konnte sich sicher sein? Dabei war ja auch das Verhalten mancher Reisenden bzw. Besucher unwirsch, unfreund-

33 Übungsmaterial Personenidentifikation, Mai 1977, BStU, MfS, HA-VI, Nr. 10382, S. 67-76, bes. 71-73.

lich, vielleicht auf Provokation angelegt. Dass bei den Reisenden auch schwer erträgliches Gedränge und langes Warten vor der Kontrolle eine Rolle spielen mochten, und dass sie sich mit einer Ausnahmesituation konfrontiert sahen – die Kontrolleure fanden darin offenbar keine mildernden Umstände, wenn sich jemand ihnen gegenüber abreagierte. Immerhin wurden Warteschlangen und Verzögerungen von den leitenden »Organen« sehr wohl beachtet. Die Leitung der Hauptabteilung VI legte der Ministeriumsspitze seit den 1970er Jahren immer wieder Pläne zur Erweiterung der GÜSt vor.³⁴ Den täglichen und nächtlichen Schichtdienst der PKE berührten diese Pläne jedoch nicht.

Oder anders: Die öffentliche Sichtbarkeit der Kontrollen wie der Kontrolleure erforderten einen freundlichen, zumindest einen höflich-korrekten Umgang mit denen, die passieren wollten. Die Anforderung einer genauen Einzel-Kontrolle von Physiognomie (und Person) ebenso wie des dazu vorgelegten Dokuments waren deshalb faktisch in wenigen Sekunden bzw. maximal in ein oder zwei Minuten zu erledigen. Alle eventuellen Zweifel zu Person wie Dokument sollten dann ausgeräumt sein, und dazu gehörte auch, »die Verhaltensweise des Reisenden vor und während der Identitätskontrolle genauer zu analysieren« (S. 89). Diese Kontrollen müssten zumal an einem viel frequentierten Übergang wie dem Bahnhof Friedrichstraße dreißig, vierzig oder fünfzig Mal pro Stunde geleistet werden.

Dauer-Anspannung: Wachsamkeit und »Fehler«

Unausgesetzt betonten Vorgesetzte aller Ebenen, wie unerlässlich stete Wachsamkeit und das aktive Unterbinden jeder »Feindtätigkeit« sei. Und zumindest in nachträglichen Erinnerungen von PKE-Angehörigen ist zentral die eigene Position »feindwärts«, also an der äußersten West-Grenze der DDR – und damit »des Sozialismus«. Die PKE gehörten zu der »Avantgarde«, die das eigene »Lager« vor denen abzuschirmen hatte, die nicht nur in der Propaganda und den dienstlichen Instruktionen, sondern auch unter Kameraden als »Feinde« galten.

Jede Dienstschicht balancierte zwischen Routinen und der Möglichkeit einer überraschenden Aktion – vom Durchbruchversuch bis zur geschickten Täuschung oder einem entsprechenden Täuschungsversuch. Während nach außen gelassene Lockerheit zu demonstrieren war, blieb die innere Anspannung unentwegt hoch: hatte man gerade einen Fehler gemacht und vielleicht eine »Ausschleusung« ermöglicht?

34 Dazu Philipp Springer, Bahnhof der Tränen. Die Grenzübergangsstelle Berlin-Friedrichstraße, Berlin 2013, S. 112-127.

Eine Variante, um diesen auf Dauer gestellten Ausnahmezustand zu konkretisieren, deutet der Fall einer »fehlerhaften« Kontrolle an. Womöglich gab der Kontrolleur mit seiner Passivität am 4. September 1988 den Weg frei für eine Flucht als Selbst-»Ausschleusung«. Einer der beiden diensthabenden Kontrolleure an der Berliner GÜSt Oberbaumbrücke fertigte die betreffende (männliche) Person ab, zwischen 21.00 und 22.00 Uhr. In seiner späteren Fehleranalyse notierte Generalmajor Vogel, Leiter der Passkontrolle in der Hauptabteilung VI, die Nicht-Übereinstimmung nicht nur »der Form der Nase«, einer »Boxernase«, sondern auch »der Nasenbasis, der Augenlider und der Querfalte am Kinn«³⁵. In allen diesen Punkten sei die Differenz zwischen einem neueren Personenfoto und dem Passbild »offenkundig«. Im Umkehrschluss konnte der Vorgesetzte nur eine massive Fehlleistung des hier tätigen Passkontrolleurs erkennen, einen schludrigen Umgang mit den Verfahren und Medien der Überprüfung, einen gravierenden Mangel an Kontrollintensität.

Außer der »Boxernase« hatten sich die beiden PKE-Mitarbeiter in der einen Stunde zwischen 21.00 und 22.00 Uhr nur noch mit acht weiteren Ausreisenden sowie drei Einreisenden zu befassen. War die bürokratische Prozedur – waren die Medien der Identifizierung nicht aber auch eine Einladung zur Selbsttäuschung: dass jedes Individuum »übereinstimme« mit den Medien seiner Beglaubigung? Und wurde diese Selbsttäuschung nicht von den Ritualen der Kontrollprozedur stets erneuert? Womöglich hatte jedoch einer der beiden Kontrolleure sehr wohl beides erkannt: den Täuschungsversuch des Auseisewilligen, aber auch die eigene Selbst-Täuschung.

Die »Fehler«, die General Vogel geißelte, waren also womöglich keineswegs stets Fehlleistungen. Zeigten sich hier nicht vielmehr eigenständig-eigensinnige Deutungen angesichts widerstreitender Anforderungen: zu freundlicher Korrektheit wie zu rigorosem Misstrauen? Sah der zuständige Kontrolleur gerade in der Differenz zwischen Bild und lebendigem Körper das Individuum, das singular war und deshalb mit keiner noch so »passgenauen« Abbildung völlig »identisch« sein konnte? Gab dieser PKE-Mitarbeiter dem Passbild, das heißt der medialen Beglaubigung kurzerhand den Vorrang, als er die Nicht-Übereinstimmung »der Form der Nase« mit dem Passbild vielleicht registrierte, den Mann dennoch passieren ließ? War hier ein Eigensinn auf einen anderen getroffen?

Die Kontrolleure fanden sich in einer höchst angespannten Ausnahme-situation. Unwägbarkeiten aller Art waren stets zu gewärtigen. Nicht zuletzt

35 Information zu einem gelungenen ungesetzlichen Grenzübertritt, 9. September 1988, in: BStU, MfS, HA-VI, Nr. 10382, S. 1-2.

konnten das auch Gewaltakte sein, aber auch eigener Gewalteinsetz, wozu möglich Waffengebrauch. Freilich, für die Mitglieder der PKE war genau dies eine Langfrist-, wenn nicht Dauerperspektive. Das spiegelt sich auch in der Bemerkung eines Vorgesetzten, eines Zugführers an einer der Berliner GÜSten, in einem Erinnerungsinterview: »Gute Leute brauchen zehn Jahre bis sie soweit sind.«³⁶ Zu den Konzepten der höheren und mittleren Führung gehörte also die Vorstellung, das Meistern der Dauer-Ausnahme müsse selbst auf Dauer gestellt werden – mehr noch: dieses Können lasse sich dauerhaft fixieren.

Diese Seite der eigenen Erfahrung, aber auch der Perspektive auf die Zukunft – spielte sie keine Rolle in Gesprächen der PKEler untereinander, aber (verbotenerweise) auch im Familienkreis? Vor allem: löste sich diese Dauer-(An-)Spannung am späten Abend des 9. November 1989, als zuerst die PKE an der Berliner GÜSt Bornholmerstraße die Schlagbäume hob, angesichts der wogenden Menschenmassen, die »rüber« wollten? Sie gab damit nicht nur an dieser GÜSt die Passage nach Westen frei.³⁷

VI. Nachgedanken

Ausnahmesituationen sind ungemein vielfältig. Meistens stellen sie sich überraschend ein, ungeachtet aller Vorahnungen. So etwa beim deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939 oder auch bei den ersten britischen Bomberanflügen auf die Stadt Essen 1940 (wie oben in II.). Und auch der fluchtartige Aufbruch aus Vorpommern gen Westen im Februar 1945 – um der vorrückenden Roten Armee zu entgehen – war ungeachtet aller Vorzeichen so weder geplant noch wirklich gewollt (s. oben III.).

Selbst am 17. Juni 1953 in Erfurt: die Freigabe tödlicher Schüsse auf »Saboteure« des DDR-Sozialismus kam aus heiterem Himmel. Diese Lizenz zu enthemmtem Eingreifen, die der Bezirks-Polizeichef gab, sollte offenbar die Momente hilfloser Schwäche der Staatsmacht überwinden, sie jedenfalls kaschieren. – Ausnahmen ereigneten sich jedoch nicht nur überfallartig.

36 Erinnerungsinterview: A. Lüdtkke und A., in: Archiv Lüdtkke, Interview mit ehemaligen Passkontrolleuren (9), 5. Juli 2010, S. 10. Allerdings schränkte ein ehemaliger Kollege im selben Interview zwar nicht die Notwendigkeit langdauernder, intensiver Ausbildung, wohl aber die »10 Jahre« ein, vgl. Kommentar, Gespräch: A. Lüdtkke und B., 5. Juli 2010, S. 11.

37 Zur Gewaltlosigkeit der »friedlichen Revolution« im Herbst 1989 in der DDR vgl. Martin Sabrow (Hg.), 1989 und die Rolle der Gewalt, Göttingen 2012; zum MfS s. Jens Gieseke, Der entkräftete Tschechismus, ebd., S. 56-81, speziell zur Grenzöffnung in Berlin am Abend des 9. November S. 64f.

Über Jahrzehnte bestimmte eine Dauer-Ausnahme den exzessiv durchregulierten Dienstbetrieb an den »Grenzübergangsstellen« der DDR. Die Anforderungen an die Kontrolleure verlangten, Feuer und Wasser zu verbinden: Reisenden war mit grenzenlosem Misstrauen, zugleich aber mit höchster Korrektheit und – eigentlich auch – Höflichkeit zu begegnen, um eine »moderne Grenze« zu demonstrieren. Die Dauer-Hochspannung im Alltagsbetrieb war unausweichlich.

Diese Ausnahmen waren Herausforderungen, sie erzwangen Re-Aktion. Die allermeisten Betroffenen machten sich umgehend an die Arbeit. Sie mühten sich mit größter Intensität, den Bruch mit dem Gewohnten oder Vertrauten zu überwinden. Dabei nutzten die vielen ihr Improvisationsgeschick, entdeckten den eigenen Erfindungsreichtum und Eigensinn. Die meisten versuchten, die Um- und Abbrüche alltagspraktisch kleinzuarbeiten und »normale« Abläufe (wieder)herzustellen. Ungeachtet aller Misere fanden sie aber auch Tröstungen oder Freuden: sich um die Kinder kümmern, den Garten zu bestellen, das Wetter zu beobachten, sich in die Details von Vorschriften zu stürzen:

Zunächst konzentrierte sich alles auf den Augenblick, auf die nächsten Tage und Wochen. Aber auch längerfristig blieb die Ausnahme wirksam und ließ sich nicht mehr ungeschehen machen. Auch eine neue »Normalität« trug offene wie verdeckte Spuren des Geschehenen – auf unabsehbare Zeit.